

„Das Akkumulieren von Massendaten kann das Bereitstellen von Lektüre nicht ersetzen“

Sagt Prof. Dr. Petra Gehring, Professorin für Philosophie und wissenschaftliche Direktorin des Zentrums verantwortungsbewusste Digitalisierung (ZEVEDI) des Landes Hessen und durchdenkt im Expertengespräch mit Dr. Rafael Ball die Auswirkungen der Transformation des wissenschaftlichen Publikationswesens aus der Perspektive der auf das Arbeiten mit Publikationen angewiesenen Forschung: „Ich fürchte, alle haben Verantwortung abgegeben. Es ist ein Bermudadreieck der Nichtverantwortung entstanden.“ Die Verantwortung für die vermeintliche Nachgeschichte der Publikation – die Rezeption – verliere an Relevanz. Dabei sollte das Publizieren eigentlich der Beginn des Lebens einer Publikation sein, es zähle also die Frage: „Wird gelesen und was entsteht daraus?“ Die präzise Wechselwahrnehmung von Forschungsergebnissen sei der Kern der intellektuellen Arbeit der Wissenschaft.

In Richtung wissenschaftlicher Bibliotheken mahnt Gehring an: „Ich habe den Eindruck, dass den forschenden Nutzerinnen und Nutzern seit den großen Umbrüchen der OA-Literaturbereitstellung und dem Einzug der quantitativen Indiktorik im Grunde immer weniger Aufmerksamkeit geschenkt wird.“ Ball hält entgegen, die klassische Universitätsbibliothek sei eine „die immer für Forscherinnen und Forscher da war“. Es wäre fatal, so der Direktor der ETH-Bibliothek und Chefredakteur von b.i.t.online weiter, wenn im Rahmen betrieblicher Wirtschaftslogik die eigentliche Idee des Bestandes und der Unterstützung der Forschenden aufgegeben würde. Gehring und Ball sprechen darüber, wie Bibliotheken innovative Forschung unterstützen können, diskutieren die Erwerbsproblematik im Umfeld hochspezialisierter Forschungsfragen, Massenpublikation und Verlagsbundling und gehen auf Forschungsdaten ein, u.a. auch auf die wissenschaftliche Bedeutung von Datum und Daten. Zu guter Letzt denken sie darüber nach, wie Infrastruktur und Wissenschaft enger verzahnt werden könnten, denn, so Gehring: „Infrastrukturen sind keine Nebensache. Sie sind eine ganz wichtige Spielbühne der Selbstreproduktion von Wissenschaftlichkeit.“

» **Rafael Ball:** *Aus bibliothekarischer Perspektive gibt es viele Ideen und Ansätze zur Wissenschaftskommunikation der Zukunft. Häufig sind sie technokratisch und nicht wissenschaftskonform. Ich starte mit einigen Schlagworten, etwa der Bibliothek als Forschungs-umgebung oder Versorgungssystem, Datenhub oder Lernumgebung. Sehen Sie die Bibliothek noch als eine Einrichtung, die Literatur und Informationen zur Verfügung stellt?*

Petra Gehring: Bibliotheken sind mit Sicherheit nicht allein Aufenthaltsräume, Wohlfühlorte, Makerspaces oder Leseumgebungen, wobei das Lesen wichtig ist. Aber es geht auch um den Beitrag zu forschendem Arbeiten. Abgesehen von Spezialbibliotheken oder Bibliotheksarchiven ist bei größeren Einrichtungen und auch Universitätsbibliotheken nicht immer ersichtlich, dass Bibliotheken wirklich für die Forschung da sind. Sie sind sehr stark für Studierende ausgelegt und quantitative Indikatoren wie die Nutzung durch Laufpublikum oder unspezifische Klickzahlen gehören – nach meinem Eindruck – zum

Schutzschild des Betriebs. Ich spreche jetzt nicht bloß als Philosophin, sondern durchaus im Namen von variablen Forschungsformen, denn im Digitalzeitalter sind sich die Fachkulturen in ihren Forschungsformen nach wie vor überhaupt nicht ähnlich. Ich bin natürlich in den Humanities zu Hause, also methodisch und methodologisch in der geistes- und kulturwissenschaftlichen Forschung. Dies ist eine traditionsgemäß sehr bibliotheksnahe und bibliotheksnutzungsintensive Art des Forschens. Aber ich habe den Eindruck, dass auch ganz generell den forschenden Nutzerinnen und Nutzern seit der großen Umbruchsituation und dem Einzug der quantitativen Indiktorik und von OA wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Wie macht sich der Fokus auf Studierende bemerkbar?

Sehr oft wird mir die studentische Nutzung als Argument für normale Nutzung entgegengehalten. Wenn ich an Stellen, an denen man sich nach Lizenzen erkundigen muss, etwas brauche oder nachfrage, was wie zugänglich ist, dann heißt es im Problemfall: Das wird eben

nicht so oft nachgefragt. Das ist eine Antwort, die man aus der Forschungsperspektive nicht gelten lassen darf. Forschung ist programmiert, seltene Dinge zu tun. Das macht sie originell. Gerade innovative Forschung ist per definitionem nicht auf Pfaden unterwegs, die schon ausgetreten sind. Das sollte auch den Infrastrukturanbietern und -anbieterinnen bewusst sein. Forschende mögen eine kleine Kohorte und auch anstrengend sein, aber hier ist sozusagen die High-End-Leistung in der Bibliothek gefragt. Wie komme ich an Literatur heran? Komme ich überhaupt an Inhalte? Lässt sich ein Fernleihverbot durch Digitalisierung mildern? Werde ich in Rechte-Fragen oder bei Fragen nach dem Copyright von Abbildungen unterstützt? Bibliotheken sollten auch die etablierten Forschenden und ihre Verbundformate unterstützen. Das ist auch eine Chance für die Bibliotheken, ihre Unverzichtbarkeit beweisen zu können.

Was müssten Bibliotheken Ihrer Meinung nach zur Forschungsunterstützung leisten?

Bibliotheken an Hochschulen sollten sich als Profilbildner verstehen. Sie sollten wissen, wer in ihren Häusern auf einer dauerhaft vorhandenen Stelle mit welchen Forschungsgebieten avanciert forscht. Bibliotheken sollten auch die DFG-Forschungsgruppen kennen, die vor Ort gerade neu entstehen oder Aktivitäten, die schon einen gewissen Gradienten haben. Sie sollten die Sonderforschungsbereiche (SFBs) kennen. Sie sollten sich dafür interessieren, was in der Forschung passiert. Kommen vielleicht auch einmal externe Gäste in die Bibliothek, gibt es dafür Anlässe? Es sollte Gastwissenschaftler-Arbeitsplätze geben und Plätze für Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die ohne vorherige Reservierung schnell einmal etwas lesen oder einsehen möchten. Der Gebrauch von Rara und Recherche mit spezielleren digitalen Anforderungen sollten auch nicht in die Professuren ausgelagert werden, was ich tendenziell beobachte – nach dem Motto: Im Zweifel gibt es das doch sicher irgendwo „OA“.

Aus meiner Perspektive war die klassische Universitätsbibliothek immer eine, die für Forscherinnen und Forscher da war, die letztlich auch aus ihrem Bestand heraus gelebt hat. Früher war der eigentliche Stolz der Bibliotheken, einen professionellen Bestandsaufbau geleistet zu haben, der sich an dem Fakultätenprofil der Universität oder aus der historischen Tradition begründete. Wann hat sich das verändert? Die Kennzahlen der Bibliotheksnutzung und die Belegung der Arbeitsplätze sind relativ neu. Es wäre natürlich fatal, wenn im Rahmen dieser betrieblichen Wirtschaftslogik die eigentliche Idee des Bestandes und der Unterstützung der Forschenden aufgegeben würde. Dann kappt man letztlich die Beziehung zu Wissenschaft und For-



Prof. Dr. Petra Gehring (© Rfll - Rat für Informationsinfrastrukturen)

schung und wird zu einer undergraduate library, wie wir sie in den USA haben: Ein großer Lesesaal mit ein paar Lehrbüchern, wo hunderte Studierende von morgens bis zum nächsten Morgen sitzen.

Unter solchen Umständen sind die forschenden Nutzen dann tatsächlich auch schnell weg, denn sie haben das Privileg, sich alternative Pfade zu suchen. Zur Not, sich Dinge zu kaufen und Privatsammlungen anzulegen. Aber will man das? Insofern würde ich sagen, man muss die Forschenden auch umwerben und ihnen klar machen, dass sie in der Bibliothek nach wie vor einen Ort haben. Und dass der Anspruch der Wissenschaft weiterhin sein muss, Ressourcen zu teilen.

Ist für Sie als Forscherin der Bestand ein zentrales Thema, die Auswahl, die Kuratierung, letztlich die Qualität des Bestandes?

Definitiv. Da kommen wir auf ein altes Thema zu sprechen: Akquise bzw. Erwerb. Gibt es da hinreichend Kon-

// Bibliotheken an Hochschulen sollten sich als Profilbildner verstehen. //

takt zwischen den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen vor Ort und den für den Erwerb Verantwortlichen? Die klassischen Fachreferenten und Fachreferentinnen, die wirklich vom Fach waren, gibt es in den kleineren Fächern an vielen Standorten sowieso nicht. Von daher ist es beim Erwerb eigentlich geboten, sich sehr eng mit denen rückzukoppeln, die zum Erwerb auch wissenschaftlich beraten können. Ich würde sagen, das gilt auch für Lizenzen bzw. Lizenzpakete.

Der Erwerb wird aus meiner Sicht immer komplexer. Er ist nach wie vor stark auf Verlage konzentriert, was einerseits richtig ist. Auf der anderen Seite gibt es viele andere Dinge, die in irgendeiner Form zugänglich gemacht werden müssen. Ich nenne als Beispiel Forschungsdaten oder auch digitale Projektnachlässe, also Datenschätze, die irgendwo existieren und wirklich relevant sein könnten. Da hapert es schon bei den Katalogen. Ein klassischer Bibliothekskatalog hat meiner Wahrnehmung nach noch nicht den Anspruch, Forschungsdaten zu verzeichnen, selbst nicht Korpora, die relativ bekannt sind. Diese Art von Suchbedarf ist nicht abgedeckt. Der Akquisegedanke bezieht sich immer noch auf die marktüblichen, klassischen Publikationen. Für die Fakultäten bzw. Fachbereiche ist es zugleich schwierig, sich konstant um Erwerb zu kümmern. Man muss sich da aktiv einmischen. In unserem kleinen Institut bin ich seit über 20 Jahren diejenige, die den Erwerb mit beobachtet. Wir haben auch seit ebenso langer Zeit immer wieder in eigene Sachmittel investiert, zusätzlich zu den Bibliotheksmitteln. Das war mit einer Absprache verbunden, dass wir uns insbesondere die originellen und irgendwo im komplexen Bereich von Kleinverlagen, grauer Literatur usw. vorhandenen Dinge ganz besonders anschauen und dass wir dabei auch bewusst versuchen, komplementär anzuschaffen zu den anderen Universitätsbibliotheken in unserem Bundesland, etwa was französischsprachige Quellen angeht.

Sie machen damit Bibliotheksarbeit. Sie machen den Job der Erwerbs- und Fachreferats-Bibliothekarinnen und -Bibliothekare.

Ja. Wir machen es auch in dem Wissen, dass es äußerst schwer ist, aus den klassischen Medien-Prospekten, Verlagsankündigungen oder Inhaltsverzeichnissen von für wichtig gehaltenen Zeitschriften zu erschließen, was an Literatur im Fach interessant ist. So ist z.B. ein gezielt

mehrsprachiger Literaturbestand ein völlig verwaistes Thema. Wir versuchen dennoch das ein oder andere in der Originalversion anzuschaffen.

Man könnte einwenden, dass Universitätsbibliotheken Wünsche für sehr hochspezialisierte Forschungsfragen noch nie in der Breite abdecken konnten. Das war schon immer Fakultätsaufgabe, nicht zuletzt wegen fehlender fachlicher Kompetenz, aber auch wegen der finanziellen Möglichkeiten. Das läuft schon viele Jahrzehnte sinnvoll arbeitsteilig.

Es wird für beide Seiten schwierig, weil der Überblick durch die Explosion der Menge an Publikationen und durch die Vervielfältigung der Medienformate schwieriger wird. Ich komme dabei zurück zum Thema der „speziell“ genannten Forschungsinteressen. Das sind ja oft keine ganz speziellen Sachen, sondern das sind sozusagen trendige Materialien, die in bestimmten Szenen oder Diskussionen gerade eine Rolle spielen, aber unter Umständen unter dem Radar der klassischen Literaturwahrnehmung verbleiben. In der Philosophie gibt es einen Akademisierungstrend im schlechten Sinne. Nur noch bestimmte Journals gelten als profilierungsrelevant. Aber wir haben gerade im Forschungsbereich auch Off-Road Debatten und subkulturelle Diskussionen oder Impulse an der Grenze zu Ästhetik, im Bereich der politisch-provokativen Theoriebildung etc. Das sind unter Umständen die Klassiker von morgen.

Das kann in der Bibliothek durchaus ein sinnvoller Bestand sein. Sie haben es bereits angesprochen, das Thema Vielfalt, Verlag und Beschaffungsmöglichkeiten. Ich werfe das Unwort „Bundling“ ein. Für Bibliotheken ist es heute fast unmöglich von Verlagen Einzeltitel auszuwählen. Man bekommt ein Bundle von 1.000 Büchern. Die Bibliothek weiß bereits beim Kauf, dass sie in diesem wissenschaftlichen Setting 40 Prozent davon überhaupt nicht braucht, weil Titel dabei sind, die die Fakultäten nicht bedienen oder die für die Universität irrelevant sind. Das setzt sich fort mit neuen Formaten. Die Vielfalt der Medienformate wird größer. Sie kommen aus der Philosophie, wo die Monographie immer noch einen großen Wert hat. Sie sprachen davon, dass auch in der Philosophie wissenschaftliche Journals Einzug halten, die dann mit ihren Metriken die Karriere beschleunigen. Früher hat man für die Karriere die entscheidenden Monographien beim richtigen Verlag publiziert. Heute ist es wahrscheinlich wirklich das Journal oder sogar der Wissenschaftsblog. Ist es sinnvoll, dass wir diese Formate geöffnet und damit heute diese Kleinteiligkeit haben oder, positiv formuliert, diese Vielfalt? Aus Sicht der Bibliotheken ist das natürlich eine Herausforderung.

EBSCOhost eBooks in dreier ASPECTUS

Alles auf einen Blick:

In dreierASPECTUS werden alle Preise der EBSCOhost eBooks dargestellt.



Pick:

Alle verfügbaren Lizenzpreise für den DACH-Raum auf einen Blick.



Click:

Gewünschte Lizenz direkt in den Warenkorb.



Buy:

Bestellung, Rechnung und Freischaltung nach Ihren individuellen Vorgaben.

Mehr noch:

EBSCOhost eBooks - direkt in Ihren fachbezogenen Neuerscheinungsdiensten.

Hermann Gauk
Team E-Ressourcen



Dietmar Dreier

International Library Suppliers

EBSCO

Sprechen Sie uns an.
www.dietmardreier.de

Wir sammeln nicht nur Bücher, Zeitschriften, Datenbanken, wir sollten auch Blogs sammeln und Tweets und viele andere Dinge der sozialen Medienwelt. Die Aussagen in diesen modernen Formaten haben womöglich Relevanz für Wissenschaft und Forschung, künftig sicher auch für die Lehre. Das haben Bibliotheken zum Teil nicht mehr auf dem Schirm. Einige sammeln Tweets, andere nicht. Die Library of Congress hat zum Beispiel alle Tweets von Trump gesammelt, hat sie aber noch nicht veröffentlicht, weil die Erschließung nicht mehr hinterherkommt. Aber als wichtige Quelle für Politikwissenschaft, als Forschungsquelle, ist das natürlich interessant. Wie sehen Sie diese Vielfalt der Veröffentlichungsmöglichkeiten im Hinblick auf Erkenntnisgewinnung?

Das ist eine komplizierte Frage. Zunächst geht es beim Publizieren wie auch beim Publikationssystem, wie überhaupt bei der Rolle der Literatur – und ich spreche bewusst von Literatur, nicht von Information für die Wissenschaft – ums Lesen. Es geht darum, wer liest: Was kann man lesen und was kann verarbeitet werden? Bei intellektueller Arbeit, und das sollte Wissenschaft sein, muss das letztlich immer eine Verarbeitung im Kopf von Menschen sein. Dass man auch Empirie, auch Daten über Literatur machen kann, steht völlig außer Frage. Aber das ist eine andere Praktik und sie ersetzt natürlich das Lesen nicht. Man schreibt, überall dort, wo es ums Denken geht, für Lesende. Nur Lesen schafft die Resonanz, mit der sich ein Forschungsgebiet klärt und weiterentwickeln kann. Das ist ganz wichtig. Wenn Bibliotheken anfangen, Forschungsdaten zu sichern, dann sammeln sie Forschungsdaten und das ist wichtig, aber etwas anderes als Literatur zu akquirieren und bereit zu stellen. Quellen, Dokumente sind dazu da, dass sie von Forschenden gelesen werden, um sie zu verarbeiten. Das Akkumulieren von Massendaten kann das Bereitstellen von Lektüre nicht ersetzen. Datenkorpora sind etwas, was hin und wieder oder auch regelmäßig in der Forschung gebraucht wird. Aber es ersetzt nicht das andere. Ich kenne keinen Forschungsbereich, in dem nicht die Lektüre der wirklich wichtigen Publikationen essenziell wäre – ob nun Paper, Bücher oder was immer. Das ist, glaube ich, sehr, sehr wichtig und daran ändert ein Medienwandel überhaupt nichts. Am Ende des Tages ist die Frage: Wird gelesen oder wird nicht gelesen? Und wird das Richtige gelesen oder hat man zu viel Marginales an Bord. Für die Theoriebildung gilt das natürlich in verstärktem Maße. Und das betrifft eben auch die Pakete, in denen Dinge mitgekauft werden, die man aus Sicht der Bibliotheken nicht braucht. Das ist ärgerlich. Es gibt aber aus Sicht der Forschenden, die publizieren oder lesen wollen, den anderen mindestens genauso ärgerlichen Effekt: Dass Dinge, die eigentlich gelesen werden sollten, in irgendeinem Paket verborgen sind, vielleicht

sogar lizenziert und zugänglich. Aber niemand weiß davon. Das ist ein großes Problem, an dem auch suchmaschinenartige Kataloge nichts ändern. Eine nicht kommunikativ orchestrierte Publikation, auf die man also keine Hinweise findet, kann unter Umständen null Leserinnen und Leser haben.

Das ist nicht nur ein Problem von Bundling, es ist ein Problem von Open Access generell.

Der Ausdruck Offenheit, Openness, enthält meines Erachtens eine gewisse Lebenslüge. Es scheinen bequem mit dem „submitted“-Klick bereits die Leser erreicht zu sein. Dem ist aber nicht so. Für den Weg zu Leserinnen und Lesern fehlen eine ganze Menge Zwischenschritte, für die im Moment im Wissenschaftssystem niemand die Verantwortung übernimmt. Es gehört zu den vagen Versprechen des Internets und von Digitalität überhaupt, dass alles ein Riesenraum ist und jeder die Möglichkeiten hat, sich in dem Raum zu orientieren und sich einen Überblick zu verschaffen. Aber so läuft es nicht. Die Werkzeuge, die assistieren sollen, leisten das nicht. Und warum sollten Verlage vorfinanzierte OA-Publikationen bewerben? Verschärft wird das Ganze durch die enorme Inflation der Veröffentlichungen, durch ihre schiere Menge. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sollten weder auf LinkedIn oder wo immer ihre Aufsätze selbst bewerben müssen, noch sollten sie alles durchkämmen müssen, um ihre Sachen zu finden. Automatische Filter sind da auch kein Segen. Denn es ist natürlich auch nicht gut, wenn jeder Blog, in dem der Ausdruck philosophisch vorkommt, als philosophierelevant klassifiziert und bereitgestellt wird. Wissenschaft und gerade auch Geistes- und Kulturwissenschaften haben nun einmal eine ausgeprägte Wirbelschleppung in Richtung populäre Medien. Popularisierung ist auch etwas enorm Wichtiges und ein riesiges Forschungsfeld. Aber es gibt eben draußen im Netz dennoch eine Trashzone, vor der sich Informationsinfrastrukturen schützen müssen. Wenn man unter dem Vorzeichen, alles, was potenziell Forschungsdaten sein könnten, alles, was vielleicht auch potenziell Literatur ist, die jemand lesen will, in so ein Kontinuum hineingibt, dann wird das sehr schwierig. Das ramponiert unter Umständen sogar das Renommee von Fächern. Wenn irgendwelche privaten Weltanschauungs-Webseiten als philosophische Primärquellen genutzt werden, dann entsteht ein Differenzierungsproblem. Das kann man in einer Welt der „Offenheit“ auch nicht auf die lehrenden Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen abwälzen und sagen: Erklärt eben Euren Studierenden, warum z.B. eine Webseite mit religiöser Philosophie eher nicht qualitätsgesichert ist. Spätestens der KI der Studierenden können wir es nicht mehr erklären. Das Stichwort „Qualität“ wird natürlich auch

in Forschungskontexten gebraucht, wo man das Knirschen zwischen Popularisierungs-Anstrengungen und akademischem High-End-Bereich untersuchen möchte. Auch hier zählen Unterscheidungskriterien.

Zwischen informeller und formaler Wissenschaftskommunikation gab es früher eine klare Trennung; die ist inzwischen aufgehoben. Deshalb muss man heute genau fragen: Was ist für die wissenschaftliche Forschung relevant? Was ist Interpretation von Wissenschaft? Was ist populär? Was ist tatsächlich sinnvoll, einer breiten Öffentlichkeit erklärbar und verständlich zu machen? Für mich stellt sich die Frage, wer in heutigen Zeiten für die Qualitätssicherung zuständig ist und für die klare Zuordnung von wissenschaftlicher Literatur und populärwissenschaftlichen Inhalten. Sind es noch die Verlage? Bibliotheken haben früher davon profitiert, dass die Verlagsprofile klar waren und dass die Qualität der Verlage klar war. Es gab Verlage, bei denen man aus dem Programm ungesehen eine Standing-Order-Bestellung machen konnte. Alles, was dort veröffentlicht wurde, war hochwertig. Diese Zeiten sind vorbei. Heute wird auch minderwertige Qualität bei tollen Namen publiziert. Bibliotheken sind womöglich gar nicht mehr in der Lage, unabhängig vom Thema Bundling und Paketkauf zuzuordnen, was wirklich hochwertig ist und was nicht. Haben die Verlage die Verantwortung abgegeben?

Ich fürchte, alle haben Verantwortung abgegeben. Es ist ein Bermudadreieck der Nichtverantwortung entstanden. Die Bibliotheken haben Verantwortung abgegeben. Pauschalen, also der Erwerb über Pakete, Erwerb über Lizenzierung oder Verzicht auf Erwerb, weil das fragliche Material offen zugänglich ist (oder scheint), haben dazu geführt, dass die Bibliotheken die Selektionsaufgabe abgegeben haben. Bibliotheken sind nicht mehr in der Lage, Nutzende zu beraten oder durch das, was man alles zugänglich gemacht hat, zu navigieren. Das ist die Kehrseite des Setzens auf große Mengen. Und in der Tat haben auch die Verlage ihre Rolle massiv verändert. Das hat mit dem Offenheitsversprechen, aber auch mit veränderten Geschäftsmodellen zur Offenheit zu tun. Ein Verlag verantwortet nur noch das Offenstellen. Das heißt, es schadet dem Verlag auch nicht, wenn er Trash publiziert hat. Wenn die Veröffentlichung prozedural korrekt zustande gekommen ist, dann hat der Verlag kaum Reputationssschäden.

Warum nicht? Wenn gesagt wird, um Gottes willen wie kann dieser Verlag das publizieren, dann schadet das doch der Reputation?

Ich sag es einmal brutal: Weil er keine finanziellen Einbußen befürchten muss. Wegen eines auf KI-Fake aufsitzen-

den Nature-Artikels werden Sie Nature nicht abbestellen, die Nutzenden werden Nature weiter lesen wollen und die Politik wird darauf verweisen, dass die Qualitätsbewertung Sache der Wissenschaft sei und weiterhin Steuergeld in pauschal angelegte Verträge mit Großverlagen stecken. Es gibt einfach keine ökonomischen Sanktionsmöglichkeiten mehr.

Ich möchte noch einmal auf die Nichtverantwortung zurückkommen. Auch die Autorinnen und Autoren haben Verantwortung abgegeben. Es gibt durchaus Fachkulturen, bei denen vor allem die Tatsache, dass publiziert wurde, zählt – als Beleg dafür, dass Review- bzw. Prüfprozesse erfolgreich durchlaufen wurden. Damit gilt dann die wissenschaftliche Leistung als erbracht. Ob gelesen wird, ob ein Paper auf Kopfschütteln bei Kollegen stößt, ist nicht mehr relevant. Damit ist auch die Verantwortung für die Nachgeschichte der Publikation, die eigentlich der Beginn des Lebens einer Publikation sein sollte, nicht mehr so relevant, nämlich die Frage: Wird gelesen und was entsteht daraus?

Ist das Kopfschütteln der Kollegen nicht schon ein Reputationsverlust?

Das kommt auf die Disziplinen an. Je kleiner die Community, desto eher wird nach Anerkennung allein durch die Fachcommunity gestrebt, im Grenzfall sind das dann quasi tribale Strukturen: Man schließt sich unter Interessensgleichen kurz. Hier stoßen wir auf eine weitere Fiktion, die der Offenheitskultur innewohnt und auch in Bibliotheken gepflegt wird: Dass man annimmt, wenn Wissenschaftler für Wissenschaftler publizieren, sei damit in einem sozialen Nahbereich stets die alles entscheidende Kontrolle verbunden. Aber in einer globalisierten Welt, in der für den ganzen Globus publiziert wird, gibt es diesen sozialen Nahbereich nicht mehr, sondern er muss über teils fragwürdige Strukturen nachträglich konstruiert werden. Es ist ein großer Unterschied, ob ich befürchte, dass die für den Diskurs maßstabsetzenden Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in meinem Feld mich nicht anerkennen, oder ob lediglich diejenigen, mit denen ich nach einer Konferenz zufällig abends an der Hotelbar zusammensaß, mich nicht mehr anerkennen. Letzteres – das Aushandeln von Community-Zugehörigkeit jenseits eines publikationsbasierten und auch breiter öffentlichen Reputationsraums – ist kein methodenzugänglicher, wissenschaftsgemäßer Weg, ersteres schon. Das Zunehmen von tribalen, fragmentierten Strukturen mit der Anerkennung lediglich durch sehr kleine, nicht mehr lektürevermittelte Bezüge ist nicht zuletzt aber auch eine Antwort von Disziplinen auf das Uferloswerden der Wechselwahrnehmung im Wege der Literatur. Man macht es wieder über Clans, um es ganz brutal zu sagen. Auch in Berufungskommissionen heißt es dann lediglich:

Zeig mir deinen H-Index-Faktor (nicht aber Deine relevanten Publikationen). Oder auch nur: Der kommt von X, das ist ein guter Stall. Das aber sind Phänomene, die man in der Wissenschaft nicht haben will, sondern man will eigentlich ja über die Qualität des Outputs die wissenschaftliche Wechselwahrnehmung organisieren, um den Niveauverlust von disziplinären Feldern zu vermeiden. Qualitätssichernd wirkt natürlich auch die Tatsache, dass in wissenschaftlichen Fachkulturen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen gar nicht bloß für ihresgleichen publizieren, sondern dass größere, zur Kritik befähigte Öffentlichkeiten zwischengeschaltet sind. Immanuel Kant hat das Publizität genannt: Eine nicht fachdiskutierende, sondern breiter diskutierende Öffentlichkeit ist kontextualisierend und einordnend an der Qualitätssicherung der Forschung beteiligt. Solche Foren, die breitere Öffentlichkeiten, interdisziplinäre Wechselwahrnehmung, lange Linien, interessiertes Laien-Publikum und die Stimmen aus Journalismus usw. mit einbeziehen, müssen freilich aktiv organisiert werden. Das gehörte früher zu den Aufgaben wissenschaftszuträglicher Verlage. Verlage ziehen sich aus der Verantwortung, wenn es ihnen egal ist, ob es überhaupt Rezensionen gibt und was in Rezensionen steht. Aber auch, wer Verlage für verzichtbar hält, missachtet diese wichtige Aufgabe, die sie haben: eine kritisch-interessierte öffentliche Diskussion zu stimulieren, Wissenschaft also zu vermitteln. Häufig wird eingewandt, dass Zeitungen immer weniger Rezensionen veröffentlichen. Wie aber weiß eine Zeitung, welche wissenschaftlichen Quellen für die Öffentlichkeit interessant sein können, wenn sie keine entsprechenden Informationen von den Verlagen bekommt, weil man diese nur noch für den „submit“-Klick bezahlt? Hier geht ein ganzes Aufgabenfeld von Verlagen verloren. Könnten Bibliotheken vielleicht nicht gezielt das Thema Rezensionen adressieren, die für den wissenschaftlichen Diskurs relevant sind? Sie könnten z.B. ein Rezensionsüberblick-Portal, möglichst tagesaktuell, als Infrastruktur anbieten. Wenn man hochinteressante Rezensionen aus Fachorganen wie auch aus Publikumsorganen, gerne auch in vielen Sprachen, anbieten würde, das wäre ein tolles neues Produkt. Vielleicht setzt das dann auch Anreize, wieder mehr zu rezensieren.

Das ist spannend und trifft sich gut mit einem Beispiel, das ich erwähnen wollte. Als ETH-Bibliothek bestücken wir eine klassische Vitrine. Wir wollen mit ausgewählten Hinweisen auf wertvolle, wichtige und relevante Publikationen hinweisen, damit man aus diesem Meer der Unendlichkeit herauskommt. Selbst Einrichtungen und Bibliotheken, die über gute Erwerbungssetats verfügen und viel lizenzieren, haben ihren Job noch nicht zu Ende gemacht, wenn sie alles nur offen zur Verfügung stellen.

Eine digitale Vitrine mit den Neuanschaffungen des Monats oder der Woche, die über dem primären Suchschlitz, den jede Bibliothek inzwischen anbietet, liegt, wäre ebenfalls eine gute Idee. Eine ganz generische Suchmöglichkeit und dann noch vielleicht „unser historisches Lieblingsschätzchen“, das wäre doch interessant. So könnte man dann nicht zuletzt den Sinn dafür wachhalten, dass die eigene Bibliothek überhaupt existiert, und dass sie mehr ist als bloß ein Portal.

Kommen wir noch einmal auf den Qualitätsaspekt zurück und die Bedeutung von Kennzahlen. Wie wird Wissenschaft dadurch beeinflusst?

Analysen dazu, dass Kennzahlen Fehlanreize setzen, gibt es viele – die Warnungen sind in jeder Hinsicht berechtigt. Gute Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler orientieren sich letztlich selbstverständlich nicht an irgendwelchen albernem Kennzahlen, sondern sie verfügen im Zweifel über ein ausgefeiltes Register des Doppelverhaltens. Ich sage es mal bewusst provozierend: Wir sind längst versierte Doppelagenten, die das, worauf es ankommt, parallel zu oder abseits von irgendwelchen allzu glatten Leistungsindikatoren bewerkstelligen. Wir pflegen unsere Tabellen – und wissen ganz genau, dass der wirklich interessante Stoff bei uns oft ganz woanders in Arbeit ist, als dort, wo wir die Sichtbarkeits-Metapher bedienen. Reputation entsteht ja – wie ein gutes Oeuvre – oft auch langsam. Die Echtzeit-Wahrnehmungs-Zumutung von Leistungen, das ist ein weiteres Problem mit dem Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen konfrontiert sind: Niemand wartet ab, ob eine wissenschaftliche Leistung wirklich Relevanz entwickelt im Laufe einer möglicherweise längeren Zeit, sondern es regiert die Idee der schnellen Leistungsmessung. Weil man das Absenden der Publikation so gut zählen kann, gilt die wissenschaftliche Leistung als damit bereits erbracht. Die Wirkung einer Publikation einzuschätzen, ist hingegen eine sehr komplexe Sache und ich ergänze nochmal: Sie ist Wirkung im Grunde erst ja im Wege von Lektüre, die in Köpfen anderer Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen ankommt. Das kann dauern und das zeigt sich nicht, wenn man Anschaffungen, Zitationen oder Klickzahlen misst.

Ich würde gerne noch einmal das Thema Forschungsdaten ansprechen. Ich habe beim Thema Forschungsdaten zwei Seelen in meiner Brust. Einerseits finde ich es toll, dass wir in der Lage sind, Primärdaten zu archivieren, zu erschließen, zur Verfügung zu stellen, um auch hier Nachweise zu bringen, dass die gemachten Aussagen in einem Paper fundiert sind. Es zeigt aber auch gleichzeitig, dass wir in der Wissenschaft den wissenschaftlichen Aussagen nicht mehr trauen, sondern

alles mehrfach etwa über Forschungsdaten beweisen müssen. Sind die Forschungsdaten aus Ihrer Sicht epistemische Objekte? Geben sie etwas her für die Erweiterung der Erkenntnis oder sind sie am Ende Daten-Friedhöfe, die irgendwo abgelegt sind, erschlossen wurden und viel Geld gekostet haben? Richtig genutzt werden sie im Allgemeinen nicht, bis auf wenige große Datenkorpora, wie meteorologische Daten oder Welt-raum-Daten, die wirklich Langzeitdaten sind, auf die Generationen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zugreifen.

Für die Antwort muss ich ein bisschen ausholen. Wissenschaft und Forschung müssen sich klar machen, dass der Begriff Datum oder Daten ein aus der Wissenschaft kommender, methodologischer Begriff ist. Es ist ja eine epistemische Funktion, die traditionell, vordigital definiert, was als Datum gilt. Ein Datum im epistemischen Sinn ist nicht jeglicher Pixel, aus dem unsere Welt überhaupt besteht, sondern ein Datum ist das, was als relevant erhoben wird und dabei auch mit der Vorstellung eines Methodenhorizonts gekoppelt ist. Insofern ist der Begriff Daten, Datum, ursprünglich ein durchaus enger Begriff. Er meinte zum Beispiel in den Geschichtswissenschaften klassisch die Datierung im Sinne von kalendarischen Angaben. Das ist extrem wichtig. Natürlich gibt es auch andere Daten, die je nach Forschungsfrage wichtig sein können. In den Naturwissenschaften beispielsweise gibt es einen deutlich erweiterten Datenhorizont. Empirische Forschungsvorgehen oder simulationsorientierte, szenariorientierte Forschungsvorgehen leben davon, dass mehr Daten tendenziell das epistemisch gewünschte Bild verfeinern. Da geht es gewissermaßen um das Auflösungsvermögen, das man durch ein quantitatives Mehr an Daten erhöhen kann. Aber auch hier gilt: Nur relevante Daten machen Forschung besser. Wenn ich anfangs nicht passende, verfehlte, falsche Daten, Geräusche, irgendwelche Nebensachen mit meinen Daten zu vermischen, dann ist das keine Erhöhung des Auflösungsvermögens im Rahmen eines empirischen Erhebungsprojektes, sondern dann verlaß mir die zusätzlichen Daten das, was ich eigentlich erforschen möchte. Hinzu kommt etwas, das man Blow-up-Effekt nennen kann: Forschung wählt in der Regel einen Ausschnitt auf einer Skala. Immer genauer bedeutet daher irgendwann auch immer unbrauchbarer. Das trifft auch auf empirische Forschungsformen zu. Digitaldiskurse hantieren hingegen mit einem Datenbegriff, der technisch bestimmt ist. Im Kern meint er die Schaltung, die durch null und eins getriggert wird; praktisch meint er Einheiten, die allein durch einen Maschinenstandard definiert sind. Das ergibt einen Datenbegriff, der potenziell frei von Relevanzaspekten ist. Das passt natürlich zur Idee des gleichsam uferlosen Sammelns. Wir wissen, dass algorithmische Verfahren durchaus darauf ausgerichtet

„ Nur relevante Daten machen Forschung besser. „

sind, unüberwacht mit frottage-artigen Methoden aus einer nackten, wilden Sammlung Muster erkennend Information zu generieren. Ob das eine relevante Information ist oder nicht, muss nach dem Export entschieden werden. Das sind automatisierte Forschungsformen, die ein wildes Sammeln, das schiere Ansammeln und die Akkumulation von Daten ohne jede Vorfilterung kombinieren mit massiv filternden Algorithmen. So vorzugehen, kann allerlei erbringen, sage ich vorsichtig. In sich enthält ein solches Vorgehen aber (noch) keinerlei Wissenschaftlichkeit. Ich sage das deswegen so deutlich, weil es eine große Herausforderung ist, einen Datenbegriff zu gewinnen, der den Relevanzaspekt wieder enthält, vor dem Hintergrund des Angebots von zunächst einmal komplett unspezifischen Mustererkennungs- oder auch Sammlungsverfahren. Im Zeitalter der Digitalität muss der Methodensinn von Wissenschaft sehr scharf sein, vielleicht sogar schärfer als je zuvor, um sich nicht in der Geschmeidigkeit dessen zu verlieren, was mittels (aus methodologischer Sicht) gänzlich unspezifisch gewonnener Daten alles möglich ist. Wissenschaft bleibt nur Wissenschaft, wenn sie erklären kann, was sie jenseits einer unspezifischen Datenverwendung noch Besonderes tut, was die Wissenschaftlichkeit einer Datensammlung oder einer Mustererkennung am Ende des Tages ausmacht. Anders gesagt: Mir scheint der Unterschied zwischen Tools und Methoden sehr wichtig. Tools erzeugen irgendwas, möglicherweise auch etwas Interessantes. Eine wissenschaftliche Methode setzt hingegen jenseits davon an und muss erklären, in welchem Sinne die Nutzung des Tools einen methodischen Sinn hat.

Jetzt sind wir bei der Frage nach den Forschungsdaten. Es mag gute Gründe geben zu sagen: Für bestimmte Forschungsfragen gehe ich zurück auf das Level einer vorwissenschaftlichen Datensammlung und womöglich auch vorwissenschaftlicher, etwa kommerziellen Zwecken entstammender Tools, die irgendwie zum Einsatz kommen im Rahmen einer methodisch gemeinten Arbeitspipeline, einer Kette von Praktiken, die nacheinander zu einem wissenschaftlich relevanten Ergebnis kommen. Ich muss jedoch im Blick behalten, wo die wissenschaftliche Relevanz beginnt. Das muss auch für das Wissenschaftssystem, für wissenschaftliche Infrastrukturen die entscheidende Leitfrage sein. Natürlich tut sich an der Big-Data-Front viel, weil viel Dynamik an der Grenze zwischen Wissenschaft

und Nicht-Wissenschaft vorhanden ist – Stichwort „KI“, ob generativ oder auch nicht. Gerade im Bereich digitaler Technologien, aber inzwischen auch bei Intellektualtechnologien treiben heute Unternehmen die Wissenschaft vor sich her. Unternehmen forschen und entwickeln und das Wissenschaftssystem ist durch das Tempo überfordert, mit welchen Neuentwicklungen aus der Industrie auf die Wissenschaft zukommen. Forschungsdaten müssen jedenfalls wohl beschriebene und auch in gewisser Weise, jedenfalls da, wo die Qualität beginnt, und die Wissenschaft auszeichnen sollte, seltene Daten sein. Forschungsdaten müssen Forschungsfragen genügen können und diese Fragen müssen auf die Daten auch möglichst kompromisslos anwendbar sein. Der Gestus, schlichtweg „alles“ zu sammeln und dann zu schauen, ob man später etwas damit machen kann, bringt die Wissenschaft folglich nicht nur aus Mengengründen an die Grenze des Machbaren. Aber es werden auch schlichtweg Ressourcen verbrannt, die man für die relevanten Fragen eigentlich besser gebrauchen könnte. Wir kennen das aus der langen Tradition des Archivierens. Im Bereich der Archive ist es eine ganz vertraute Aufgabenstellung zu entscheiden, was gesammelt werden soll und was weg kann. Natürlich ist Digitalität eine Verführung, weil man nun Miniaturisierungsverfahren besitzt. Man denkt: ich kann jetzt fast alles aufbewahren. Man sollte aber, denke ich, dennoch sehr diszipliniert mit den Ressourcen-Zugewinnen umgehen, die durch Digitalität auf das System gekommen sind. Das gilt natürlich auch für die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Man muss entscheiden: Was werfe ich weg und wofür nutze ich die Kapazitäten, die durch Digitalität zusätzlich entstanden sind.

Und wer entscheidet darüber? Die Bibliothek? Wenn der Wissenschaftler, die Wissenschaftlerin kommt und sagt: Hier ist meine Festplatte, das sind alles meine Daten, die können gespeichert werden? Bisher haben wir immer „Ja“ gesagt.

Ich würde Bibliotheken dringend zu einem wissenschaftlichen Beirat raten, denn das geht nur mit Fachlichkeit und Beratung, und da sollte man idealerweise auch ortsübergreifend denken. Wissenschaftliche Beiräte sind eine Chance, gerade im Infrastrukturbereich möglichst eng zusammenzuarbeiten, um Herausforderungen zu reflektieren. Ich plädiere hier also dafür, dass Bibliotheken vom Standortprinzip wegmüssen. Wenn sie als Bibliothek mit Fachcommunity-relevanten Aufgaben betraut sind, dann müssen sie auch breiter mit der Fachlichkeit interagieren als nur lokal. Es wäre aber auch sinnvoll, wenn sich Fakultäten einen kleinen wissenschaftlichen Beirat zulegen würden, der das Management der Forschungsdaten vor Ort klug berät und Vernetzung im Blick hat. Es gibt jetzt zwar erste über-

regionale Anstrengungen, vielleicht auch sogar europäische. Aber leider fehlt an dem Punkt dann doch auch Kontakt zwischen verschiedenen Anstrengungen und Initiativen. So scheint mir die FID-Struktur, die die deutschen Bibliotheken pflegen, einfach zu wenig rückgekoppelt mit den für die Forschenden wichtigen Strukturen. Es ist eine Illusion, „die Community“ mit einem FID erreichen zu wollen. Auch die wissenschaftlichen Beirat-Strukturen der FIDs sind aus meiner Sicht zu wenig standardisiert und ihrerseits kaum vernetzt. Sie sind wiederum nur Beirat für ihren eigenen FID. Da gibt es viel zu wenig miteinander verwobene Diskussionen. Natürlich besteht auch ein Kulturproblem. Es ist für Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen bequem, wenn man ihnen suggeriert: Deine Bibliothek macht jetzt FDM, Du darfst all deine Forschungsdaten vor Ort veröffentlichen. Zugleich wird man einer angelernten Kraft in einer Bibliothek kaum erklären wollen, warum man das jetzt aufheben möchte und etwas anderes nicht. Eine sinnvolle Archivkultur ergibt das nicht. Alle sind überfordert – auch im Bereich FDM. Sich das gegenseitig einzugestehen, wäre schon ein wirklich wichtiger Schritt. Im deutschen Fördersystem sehen wir auch, dass die überkommenen Strukturen Fragen dieses Typs nicht mehr gut beantworten können. Es wäre schön, wenn die DFG in ihrem Innenleben diese Zweiteilung, Infrastrukturen auf der einen Seite, Fachkollegien auf der anderen Seite, in irgendeiner Weise in eine neue Form der ganzheitlichen Umgangsweise mit solchen Fragen überführen würde. Ich bin Gutachterin in beiden Säulen. Ich leide daran, dass hier zwei Welten kaum anders können, als nebeneinander her zu operieren. Im Digitalbereich ist es zudem wichtig, sich nicht in einem falschen Avantgardismus zu verlaufen. Man braucht Nachhaltigkeit, also Methoden als Kriterium. Methodenkulturen wegzuerwerfen, ist keine gute Idee. Ich wiederhole mich jetzt: Was macht Wissenschaft aus? Am Ende des Tages nur die Methoden, definitiv nicht die Tools. Wenn Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen nicht ihre Methodenkultur habituell tief verinnerlicht haben, dann brauchen wir sie als Personen auch in der Datenarbeit nicht unbedingt. Insofern bin ich auch eine entschiedene Befürworterin von Bindestrich-Informatiken oder auch von selbstbewusster bloß „angelernter“ Digitalexpertise: Nur diejenigen, die ihre fachliche Methodenkultur verinnerlicht haben, sollten entwickeln dürfen, was ihre jeweilige digitale Wissenschaft in ihrer Selbstreproduktion ausmacht. Infrastrukturen sind eine ganz wichtige Spielbühne der Selbstreproduktion von Wissenschaftlichkeit. Daher besteht da eine gemeinsame Verantwortung – auch die Fachwissenschaft gehört zur Klärung von Infrastrukturbelangen hinzu. Insofern ist die Eingangsfrage, wer entscheidet, beispiels-

weise über das Entsameln, total wichtig. Sie ist nicht einfach zu beantworten. Man muss vermutlich neue Akteure kreieren im Sinne von Netzen von Akteuren. Man muss neue Verantwortungsverständnisse entwerfen.

Was müsste noch geschehen, damit die Trennung von Infrastruktur und Wissenschaft überwunden werden kann?

Man müsste sehen, dass für die Digitalbranche kurze Lebensdauern von Produkten, das Sammeln von Nutzerdaten sowie die Amortisierungslogiken von Investments zählen. Für die Übernahme kommerzieller Produkte in den Kernbereich von Forschungsroutinen hinein entstehen hier Gefahren. Man müsste erkennen, dass auch Förderprogramme, die Forschung und Infrastrukturentwicklung trennen, eine Gefahr sein können. Förderprogramme sollten nicht zu stark infrastrukturgetriebene Überschriften haben, damit Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen verstehen, dass es hier um sie geht, um ihr eigenes Handeln und um die Nachhaltigkeit ihrer eigenen Methodenkulturen etc. Man darf des Weiteren keinen Tech-Jargon aufkommen lassen, der die Infrastrukturwelt von der forschenden Welt trennt. Bei den Methoden und Fachlichkeiten wird man die Kultivierung von Jargons wohl generös behandeln müssen, weil das ein Teil der Methode ist. Aber ein Tech-Jargon auf der Seite von Infrastrukturanbietern führt zu Selbstimmunisierung von Infrastruktur-Bubbles. Wer sich auf der Service-Seite sieht, muss aktiv für Verständigung sorgen. Sonst kommt es zur Entkopplung zwischen Infrastruktur und Wissenschaft.

Ich möchte den letzten Hinweis noch einmal betonen, dass die Wissenschaftsmethoden und die Methodenkultur entscheidend sind für die Interpretation der Forschungsdaten. Forschungsdaten haben nur dann Wert, wenn sie eine wissenschaftliche Aussage möglich machen. Es ist ganz wichtig festzuhalten, dass Mustererkennung aufgrund von Forschungsdaten noch keine Wissenschaft ist. Zu Beginn muss die Forschungsfrage stehen und das, was eigentlich damit erkannt werden soll. Nur dann machen Forschungsdaten Sinn.

Vielleicht sollten wir sehen, dass wir in der generellen Überforderungslage, über die wir sprechen, auch stets nicht nur über Technik nachdenken sollten, sondern ebenso über Geschäftsmodelle. Geschäftsmodelle an der Schnittstelle Wissenschaft/Wirtschaft wirken sich auf die Praktiken der Forschenden und der forschungsrelevant beteiligten Intermediäre unmittelbar aus. Wir sollten alle zumindest ein wenig zu Wissenschaftstheoretikern, Wissenschaftssoziologen und vielleicht sogar Wissenschaftshistorikern werden, wenn wir gemeinsam versuchen wollen, uns im digitalen Wandel klug und auch nachhaltig zu verhalten. Aber wie Unternehmen uns in ihre Geschäfts-

modelle einbinden, das muss ebenfalls mitreflektiert werden. Privatisierung von Forschung und von Erkenntnisgewinn – das müssen wir in einer egalitär ausgerichteten Gesellschaft verneinen. Diese Einsicht ist vielleicht die Brücke, auf deren Mitte sich die Infrastrukturbelange und die Selbstreflexion des Forscherhandelns aufseiten der Forschenden treffen. Von hier aus ließen sich die Beteiligten womöglich gemeinsam mobilisieren, als Agenten für heute und morgen.

Das ist ein schönes Schlusswort. Vielen Dank für das hochinteressante Gespräch. I

Zur Person Prof. Dr. Petra Gehring

Petra Gehring studierte Politikwissenschaften und Rechtswissenschaft in Gießen, Marburg und Bochum. Ihr Abschluss als M.A. erfolgte 1988, ihre Promotion 1992 und ihre Habilitation 2000. Seit 2002 ist sie Professorin für Philosophie an der TU Darmstadt.

Bis 2006 war Petra Gehring Sprecherin des Graduiertenkollegs der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG GK) „Technisierung und Gesellschaft“ und bis 2015 Sprecherin des DFG GK „Topologie der Technik“. Darüber hinaus war sie Principal Investigator (PI) des DFG GK „E-Learning“, des LOEWE-Schwerpunktes „Eigenlogik der Städte“, des Promotionskollegs „Knowledge Discovery in Scientific Literature“ sowie assoziiertes Mitglied des DFG GK „Europäische Traumkulturen“. Seit 2023 ist sie PI im DFG GK „Standards des Regierens“.

Gremienfunktionen nahm Petra Gehring von 2013 bis 2026 im Evaluationsausschuss des Wissenschaftsrates wahr sowie im Rat für Informationsinfrastrukturen (RfII) der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz (GWK) des Bundes und der Länder, deren Vorsitzende sie von November 2017 bis Februar 2026 war.

Seit April 2020 leitet sie das hessische Zentrum verantwortungsbewusste Digitalisierung (ZEVEDI) mit Sitz an der TU Darmstadt, wo sie u.a. gemeinsam mit der Physikerin und Technikphilosophin Marlene Görger seit Mai 2021 Gastgeberin des ZEVEDI-Podcasts „Digitalgespräch“ ist.

Aktuelle Forschungsschwerpunkte von Petra Gehring sind die Geschichte der Bioethik in Deutschland, Modale Konzepte der Macht, Innovationsversuche im Bereich digitaler Infrastrukturen (u.a. Datentreuhandmodelle) sowie die digitale Metaphernanalyse.